

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 57 (1952-1953)
Heft: 7

Artikel: Ein Lied auf der Wanderschaft
Autor: Reinhart, Josef / M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Kinderstimme hat dich aufgeweckt. Und könnte sie dich begleiten, würde sie dich wohl auch auf die Silberkügelchen an den kahlen Zweigen des tropfenden Regenstrauches aufmerksam machen, und du vergäßest augenblicklich, wie naß deine Kleider sind. Sie verkündete dir voll Ergriffenheit, daß Federn aus dem Bett von Frau Holle aus dem Himmel fallen, und du würdest selber wieder zum Kind.

Ich konnte seit dem Besuch des kleinen Rolf kein einzigesmal mehr die Treppe hinauf oder hinunter gehen ohne die farbigen Fensterscheiben zu sehen. Sie haben mir immer wieder Freude gemacht.

Dank, kleiner Rolf. Ohne dich hätte ich diese Scheiben vielleicht erst erkannt, wenn sie nicht mehr an ihrem bescheidenen Platze geleuchtet hätten. Das Schicksal greift oft mit schneller Hand zu. Und dann — wenn sie nicht mehr in unserem Leben stehen, ist es für die Liebe und die Freude zu spät.

Kolleginnen, habt am Ende auch Ihr irgendwo solch unbeachtete, leuchtende Fensterscheiben?

Laßt den kleinen Rolf bei Euch eintreten! Er hat es übernommen, Euch meine herzlichen Neujahrswünsche zu übermitteln.

«Du hast schöne Fensterscheiben . . .»

Wie wenig Worte, und wieviel liegt darin!

Die Redaktorin

Ein Lied auf der Wanderschaft

«D'Zyt isch do, d'Zyt isch do!»
Singt's uf em Nußbaum scho,
singt's uf em Schlehdornhag,
singt's, was es singe mag;
's isch Meietag.

's Härz, das singt: «Lang scho do!»
D'Liebi frogt nüt dernoh;
Laub am Baum, Schnee im Hag,
's Härz, das isch gäng parat
zum Meietag!

Ich weiß nicht, ob der Komponist eines Liedes sich zur Wehr setzt, wenn ihm, solange er noch lebt, ein Fälscher die Melodien stiehlt; es müßte schon ein Großer sein, der sich lächelnd sagt, eben dasselbe, was ein reicher Bauer sagt, wenn ihm ein Bub in die Äpfel geht: «Was tut's, es hat noch viele; ein gestohlener Apfel macht keinen Keller voll.» Anders der Autor eines Gedichtes, besonders wenn seine Verse keine goethischen sind, sondern nur einfach für das Volk und sein Lied erdacht. Wenn einer auf seiner Flöte spielt, nun, so er kein Pfuscher ist, mag er den Ton des andern auf seine Art nachahmen; auch der Maler Monet mußte es sich gefallen lassen, daß neuere Künstler auf seine Art den Pinsel führten. Anders ist es, wenn, aus weiß was für Gründen, der Text eines zum Volkslied gewordenen Gedichtes abgeändert oder pfuscherisch erweitert oder gar, der Melodie zuliebe, ins Hochdeutsche übertragen wird. Und das alles, ohne daß der Autor des ursprünglichen Textes hievon eine Ahnung hat, bis ihm der Neudruck vor die Augen kommt. Was sagen wir, wenn ein Zuckerbäcker aus Chur Solothurner Kuchen herstellt und sie unter diesem Namen in den Handel bringt oder wenn ein Solothurner Zuger Kirsch auf seine Etiketten schreiben würde? Etwas Ähnliches geschieht, wenn eine Kindergärtnerin ein bekanntes Lied zum Gebrauche ihrer lieben Kleinen ins Niedliche abändert oder gar, damit der Reigen länger dauert, neue Strophen deichselt. Ähnliches geschieht und wird gedruckt und in Liedersammlungen herausgegeben mit dem Liede

«D' Zyt isch do», das für viele den Fehler hat, daß es zu wenig Strophen aufweist. Man höre: Und das steht als dritte und vierte Strophe nicht nur in einem Büchlein für Kindergärten, sondern sogar in einer Liedersammlung, welche die Studenten der ETH zu ihrem Gebrauche gedruckt und herausgegeben, und zwar in dem Sinne, daß der Sänger glauben muß, diese neuen aufgepfropften Strophen seien nicht bloß einem Nachahmer, sondern dem Verfasser des ursprünglichen Liedes zuzuschreiben! Also dritte und vierte Strophe:

Chumm und los, chumm und los,
 los wie-n-es Bächli rusche tuet.
 «'s trurig syn isch verby»
 seit's und springt dervo.
 's ruschet und het kei Rueh,
 ruschet dem Himmel zue:
 's isch Maietag, 's isch Maietag!

Chumm und lueg, chumm und lueg,
 's Veieli tuet d'Augen uf,
 chumm und lueg, chumm und lueg,
 's Veieli isch scho wach.
 Lueget verstunet dry,
 ringsum isch Sunneschy
 und Maietag und Maietag.

Auf den ersten Blick könnte ein oberflächlicher Poesiefreund, der leicht befriedigt ist, von diesen angeflickten Strophen behaupten, sie seien gar nicht so übel. Und man könnte ihm recht geben, wenn sie in ihrer kindlichen Betrachtungsweise und Bilderseligkeit nicht die Geschlossenheit des ursprünglichen Liedes verwischen und durch Niedlichkeit versüßlichen würden. Das ursprüngliche Gedicht «D' Zyt isch do» hat als Pointe einen allgemein menschlich gültigen Gedanken, der jede Verwässerung ausschließt.

Und nun zum zweiten Male eine Überraschung: In einer Sammlung von Frühlingsliedern lesen wir die oben angeführten Flickstrophen von neuem wieder und überraschenderweise mit der Bemerkung des Herausgebers: «3. und 4. Vers im Volksmund.»

Auf diese Weise, scheint es uns, wird es leicht, Sammler von Volksliedern zu werden, wenn man Blindkuh spielt mit dem Verfasser eines Gedichtes, auf das seine neu entdeckten Strophen aufgepfropft sind. Was soll zu solchem Vorgehen der arme Vater sagen, wenn sein Kind in der Welt draußen mit solchem Firlefanz ausgestattet einhergeht? Und auch der Schöpfer der ursprünglichen Melodie, der unvergeßliche Casimir Meister, würde gewiß erröten, wenn er sein schlichtes Lied in dieser aufgeblähten Fassung hören könnte. Doch er ist tot und kann sich nicht mehr wehren.

Aber nicht genug des Spieles mit dem armen Liede «D' Zyt isch do». Ein Schlauer aus dem Reich draußen oder vielleicht einer, dem unsere Muttersprache, die heimische Mundart, zu wenig Resonanzkraft für die Ausbreitung besitzt, hat fleißig die Mundartstrophen des «D' Zyt isch do» in hochdeutsche Verse umgebaut und damit das erreicht, was man einst mit Hebels ewig schönen Gedichten zustande gebracht, als man sie in den Sammlungen für das deutsche Volk in schriftdeutscher Fassung wiedergab: Man hat damit den ursprünglichen heimeligen Ton, der in der Mundart liegt, durch schulmeisterlichen Zwang zerstört. Nun lese man diese vier Strophen des hochdeutschen Liederdichters; aber man hüte sich, zu lachen, denn sie stehen schön gedruckt mit der Melodie des Komponisten Casimir Meister in eben demselben Hefte von Liedern für den Frühling. Also in diesem Falle ist das folgende geschehen: Der Verseemacher hat das ursprüngliche Gedicht mit den zwei angeflickten Strophen zum Gebrauche der hochdeutsch orientierten Sänger fix und fertig in der Weise umgewandelt, wie etwa ein geschickter Schneidermeister aus Guttuch und Flickware ein neues Kleid für die Kirchweih schafft. Man höre:

«Tirili, Mai ist hie»,
singt es im Nußbaum früh, gug, guh,
«Tirili, Mai ist hie»,
singt es im Nußbaum früh.
Zwitschert's vom Schlehdornhag,
zwitschert den ganzen Tag:
's ist Maienzeit, 's ist Maienzeit!

's Herze lacht: «Längst vertraut!
Liebe auf Mai nicht schaut!» Gug, guh,
's Herze lacht: «Längst vertraut!
Liebe auf Mai nicht schaut.»
Laub am Baum, Schnee im Hag,
's Herz allzeit schlagen mag
in Maienfreud, in Maienfreud.

Komm und lausch, komm und lausch,
was dir das Bächlein rauscht, gug, guh:
«Traurig sein? Nie im Mai'n!»
Lacht es und springt feldein.
Rauschet fort ohne Ruh,
rauschet dem Himmel zu:
's ist Maienzeit, 's ist Maienzeit.

Komm und schau, komm und schau:
Veilchen leuchten blau, gug, guh.
Komm und schau, komm und schau,
Veilchen leuchten blau.
Schaun so verwundert drein,
ringsum lacht Sonnenschein,
o Maienzeit, o Maienzeit!

Angesichts dieser weitläufigen Sichzurwehrsetzung um eines bescheidenen, fingerlangen Gedichtleins willen, wie es mein «D' Zyt isch do» gewesen und bleiben möchte, regt sich mein strapliziertes Poetengewissen in einem Tone, der mich erröten macht:

«Um einer so unwichtigen Sache willen rührst du die Feder, in einer Zeit, die Wichtigeres erwartet als Verse, die das ewige Geltungsrecht der Liebe besingen.» Aber ich beschwichtige mein Gewissen mit dem Hinweis auf Sheakespeare, der da irgendwo im «Hamlet» sagt: *Um eines Strohhalms willen wehre dich, wo es um deine Ehre geht!* Und dazu kommt noch zur Entschuldigung meiner Unbescheidenheit der Gedanke daran, daß es hier auch einen Menschen betrifft, den Schöpfer der schönen Melodie, Casimir Meister, der sich leider nicht mehr wehren kann. Josef Reinhart

Nachtrag. Hand aufs Herz — haben nicht auch wir die erwähnte dritte und vierte Strophe des jubelnden Liedes «D' Zyt isch do» mit unsern Schülern gesungen, ohne nur im entferntesten daran zu denken, daß sie nicht von Josef Reinhart stammen? Und staunen nun. Wie ist das möglich, daß sogar Liedersammlungen so etwas aufnehmen? Ohne das Lied in der «Originalfassung» zu ehren!

Es gibt doch etwas, das man «geistiges Eigentum» nennt — vor dem man haltmachen sollte, das unantastbar ist, vor dem einem eine Art Ehrfurcht Distanz gebieten müßte. Wo kämen wir sonst hin? Wenn jeder jedem an seinem Zeug herumflickte und das, was der andere schuf, als sein Eigentum betrachtete, das, einmal in Besitz genommen, verkürzt, verlängert, überhaupt nach Belieben verändert werden und schließlich als Eigenproduktion herausgegeben werden kann. Auch das ist schon geschehen. Es ist geistiger Diebstahl. Er wird nicht bestraft. Wer wehrt sich für den Bestohlenen? Wer setzt sich dagegen ein, wenn einem Liede frisch, fröhlich und unbeschwert neue Strophen angehängt werden und diese, ob es nun Absicht war oder nicht, unter der Flagge des Dichters weiterwandern? Es ist, als ob man einem fremde Kinder unterschöbe, zu denen man keinerlei Beziehung hat.

Wir können *Josef Reinhart* nur unterstützen, wenn er sich zur Wehr setzt. Ein bißchen schämen muß man sich, daß er gezwungen ist, es selber zu tun. Er wehrt sich nicht nur für sich, sondern redet im Namen vieler. Es soll uns Mahnung und Fingerzeig sein, denn es geht um die *Ehre* des Dichters. Wir wollen diese Worte wiederholen: *Um seine Ehre!* Und es gibt eine Ehrfurcht — oder sollte sie geben — vor dem Dichterwerk. Auch wenn es «nur» aus zwei Strophen besteht wie das einmalige Lied «D' Zyt isch do», das uns allen aus dem Herzen gesungen ist. M.